

Hätten Sie gewusst, dass ein Koreaner die Drei-Minuten-Terrine schon löffelt, bevor sie gar ist, und maximal 28 Sekunden auf eine Homepage verschwendet? Dass es in Seoul ein Restaurant gibt, wo sich das Essen nach fünf Minuten Wartezeit um jeweils 500 Won pro Minute verbilligt? Dass es in Seoul kaum ein Haus gibt, das älter ist als 20 Jahre? Dass das koreanische Internet das weltweit schnellste ist? Dass die größte Mega-Church der Welt auf koreanischem Boden steht? Und dass Flächenanteil und Population der Republik Korea im weltweiten Vergleich 0,078 Prozent bzw. 0,73 Prozent betragen?

Die Konstanten und Variablen in der koreanischen Gesellschaft

Essay: Chul Kong

Bei der Lektüre von Texten über Seoul und andere Städte in der Republik Korea überkommt mich immer das Gefühl, die koreanische Stadt komme darin gar nicht wirklich vor. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass mit dem Import westeuropäischer Stadttheorien die Geschichte der koreanischen Stadt nahezu ausgelöscht wurde, weil man glaubte, das importierte Wissensgut als allgemeingültig annehmen zu müssen.

Auch bei grundlegenden, der Eigenart koreanischer Städte nachspürenden Texten wurde tendenziell immer wieder versucht, Analyse und Interpretation an bereits vorhandene Denkmodelle anzupassen. Was mich beunruhigt, ist, dass mehr und mehr Texte über Seoul erscheinen, die sich ausschließlich als Überproduktion einer „Urban Social Science“ mit universellem Anspruch erweisen.

Kann es sein, dass die Bewohner von Seoul ihre Hauptstadt gar nicht mehr richtig kennen oder sich kaum noch mit ihr beschäftigen? Oder wäre es andererseits möglich, dass aufgrund der Überzeugung, man kenne sie in- und auswendig, eine tiefere Auseinandersetzung mit ihr nicht mehr stattfindet? Meiner Meinung nach liegt der Grund für die fehlende Beschäftigung mit der Stadt, wie sie ist, in der extremen Fixierung auf Westeuropa, vielleicht aber liegt es auch daran, dass die wissenschaftlichen Texte die Stadt in thematische Teilbereiche zerlegen und das Wesen der Stadt nicht erfassen. Auffallend ist, dass dabei Vorstellungen über koreanische Städte und deren Architektur entwickelt werden, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Aber wir wissen auch, dass Architekten selten objektiv sind und ihren Vorlieben und Idealen viel Platz einräumen.



Mich dagegen beschäftigen bestimmte Verhaltensweisen der südkoreanischen Gesellschaft, die nebeneinander existieren, für die es gleichzeitig Zustimmung und Ablehnung gibt, die sich scheinbar widersprechen und dann doch wieder nicht. Sie könnten ein Licht auf den Charakter der koreanischen Stadt werfen. Ich spreche im Folgenden von der sogenannten „Dalli-dalli-Kultur“, der „Strudel-Kultur“ und dem „Kochtopf-Temperament“. Die Architekten aus dem Ausland können sich darauf keinen Reim machen, was vielleicht auch dazu beiträgt, dass sie dem Wesen der koreanischen Stadt nicht näherkommen.

Mein Beitrag bezieht sich häufig auf die kritischen Schriften von Jun-man Kang und die Analysen von Yeong-myeong Kim, auch wenn ich mit beiden nicht in allen Punkten einer Mei-

nung bin. Ich zitiere sie vor allem deshalb, weil ich mir den breiteren Ansatz ihrer Untersuchungen auch für andere Texte wünsche. Sie betrachten das Phänomen Stadt nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit der Geschichte der Republik Korea und den Eigenarten der koreanischen Gesellschaft. Yeong-myeong Kim definiert zwei für Korea geltende „Konditionen“ und fünf koreanische „Attribute“. Als „Konditionen“ nennt er Gemeinschaftlichkeit und Zusammenhalt, seine fünf „Attribute“ sind Uniformität, Zentriertheit, Radikalität, Dynamik und Ungeduld. Ich gehe bei meiner Analyse zwar auf die genannten Konditionen und Attribute ein, betrachte sie aber nicht als die einzig wirksamen. Meiner Ansicht nach wirken die Homogenität der koreanischen Gesellschaft und ihre einzigartige geschichtliche Erfahrung dabei mit. In Seoul wird das alles überdeutlich.

Stadtautobahnknoten in Pungnap-dong; im Hintergrund die Olympiabridge über den Han. Nicht nur das rücksichtslos in die historische Stadt und in intakte Naturräume hineingefräste neue Autobahn-system, auch die Rigidität der Stadtplanung belegt die Geschwindigkeit der Koreaner bei der Zerstörung ihrer eigenen Kultur.

Bei jeder Diskussion über Stadtkultur werden Ethnizität und Nationalität zu neuralgischen Punkten. Wieso eigentlich? Nun, einerseits verbindet man die Erforschung fremder Kulturen mit der Geschichte eines habgierigen, expansionswütigen Kolonialismus, andererseits überschatten die tiefen Wunden, die der Holocaust hinterlassen hat, jegliche Diskussion. Weltweit wurde deshalb in akademischen Kreisen eine Erforschung von „Volkscharakter“ oder „Nationalcharakter“ zum Tabu, denn die Gefahr des Missbrauchs solcher Forschungen zum Zwecke der Untermauerung von Vorurteilen und Diskriminierungen schien einfach zu groß.

Ansichten, die sich auf Ethnizität und Nationalität stützen, wurden nur auf einem sehr seichten Level in den Diskurs über Städte eingeführt, und für die Diskussion über die südkoreanische Stadtkultur scheint mir das ganz besonders zu gelten. Ich könnte mir vorstellen, dass es auch an den lange gehegten Bestrebungen in Richtung Demokratie liegt, wenn die intellektuellen Koreas lieber einer universalen Theorie folgen, anstatt die Eigenheiten der koreanischen Gesellschaft herauszufiltern und zu bewerten. Man bewegt sich lieber auf sicherem Terrain. Und doch ist es unbedingt erforderlich, das Verständnis für die koreanische Stadt aus der Kenntnis der koreanischen Gesellschaft abzuleiten. Vielleicht kann mein Text zur Eigenreflexion der Koreaner über das Wesen ihrer Städte beitragen.

Die „Dalli-dalli“-Kultur – Dynamik und Ungeduld

Am Getränkeautomaten mit der Hand am Plastikbecher auf den Kaffee warten.

An der Bushaltestelle beim Einsteigen mit dem Bus um die Wette rennen.

Vor Betreten eines WC bereits den Reißverschluss öffnen.

Grillfleisch halb durchgebraten verspeisen.

Sofort nach dem Einsteigen in den Fahrstuhl den Türschließknopf drücken und gedrückt halten, bis die Tür schließt.

Den „Drei-Minuten-Nudelbecher“ (Cup-Ramen) vor Ablauf der drei Minuten anfangen zu löffeln.

Den Kinosaal beim Abspann verlassen.

Morgens auf die Toilette gehen und dabei die Zähne putzen.

Wenn eine Web-Site sich nicht innerhalb von drei Sekunden öffnet, diese sofort wieder schließen.

Das Getränk am Kiosk in einem Schluck austrinken und bezahlen.

Diese „Dalli-dalli-Top-Ten“ basieren auf Beobachtungen von in Korea lebenden Ausländern (aufgezeichnet im Programm „Sponge“ des Senders KBS 2TV). Solche Verhaltensweisen kann jeder irgendwann bei sich selbst feststellen, doch für das „Blitzkrieg-Tempo“ der Koreaner sind sie mehr als anschaulich. Zum Alltag der koreanischen Städte gehört auch das sogenannte „Speed Marketing“, bei dem der schnellere Dienstleistungsservice die gewinnbringende Komponente ist. Es gibt zum Beispiel eine Restaurant-Kette, die es geschafft hat, für alle Grillgerichte die Garzeit auf 100 Sekunden zu verkürzen, es gibt Fitnessstudios mit Trainingsprogrammen, die in 30 Minuten die Wirkung von zwei Stunden vollbringen sollen, wir haben Spezial-Restaurants für traditionelle Reisgerichte, bei deren Zubereitung die Dämpfungszeit nur noch 13 Minuten beträgt. Eine globale Restaurant-Kette mit Filialen in 150 Ländern hat einzig in der Republik Korea den Fünf-Minuten-„Quick-Steak“-Service eingeführt. Mit dem Verstreichen der fünften Minute nach Bestellung verringert sich der Preis für das Essen um 500 Won pro Minute Wartezeit.

Die koreanische Stadt war nicht nur schnell bei der Aneignung westlicher Verhaltensweisen, sie war genauso schnell beim Ablegen und Zerstören ihrer traditionellen Kultur. Nach Auffassung von Kang-hyeon Chu wurde unter dem Motto: „Auf der Stelle, prompt, genau jetzt, sofort, ohne Verzug, dalli dalli, schnell, ein wenig schneller, viel schneller, so schnell wie möglich, atemlos schnell, auf Leben und Tod ...“ die überlieferte, mehr als tausend Jahre alte Hausbau-Tradition in wenigen Jahrzehnten „vom Tisch gewischt“. Überdeutlich war die repressive Vorgehensweise der Stadtplanung beim Bau der „88-Autobahn“: Man verschwendete nicht einen Gedanken an die verschütteten Ruinen der Altstadt und ließ Kulturrelikte, die mehrere tausend Jahre überstanden hatten, einer schnellen Planung zum Opfer fallen. Auch im Bezirk Gangnam in Seoul gab es verschiedene Fundstellen mit Zeugnissen der Baekjae-Kultur, doch beim Bau der Neustadt Gangnam scherte man sich nicht im Geringsten darum. Sie gingen in einem Hochhäuserwald unter.

Anzeichen für das „Dalli-dalli“-Temperament gibt es viele. Es wird meistens kritisiert, doch inzwischen habe ich das Gefühl, dass es im digitalen Zeitalter eine Aufwertung erfährt. Und nicht nur das: Die Resultate werden bewundert. So ist das Internet in Südkorea das schnellste der Welt. Und nicht nur das Internet selbst ist schnell, auch seine Benutzer reagieren blitzschnell. Die Verweildauer auf einer Homepage ist bei den koreanischen Netizens mit durchschnittlich 28 Sekunden die weltweit kürzeste. Einer Studie zufolge liegt sie in den USA bei 54 Sekunden und bei weiteren 19 untersuchten Ländern im Durchschnitt bei 42 Sekunden. Professor Ma von der Renmin Universität (People's University of China) sagt dazu: „Die einst von der Welt verlachte und von den Koreanern als peinlich empfundene Dalli-dalli-Kultur scheint in China im Geist der „Hallyu“-Bewegung zu stecken. Tatsächlich fasziniert die vom



Hallyu hingerissenen Chinesen vor allem die schnelle Verbreitung, gleichgültig, ob es sich um Musik, Soap-Opern oder Filme handelt. Tragisch ist dabei jedoch, dass über Fleiß und Zielgerichtetheit, die Eigenschaften, aus denen sich das „Dalli-dalli“-Verhalten speist, keiner mehr ein Wort verliert.“

Die „Dalli-dalli“-Kultur hat zwei Gesichter. Das eine ist „Dynamik“, das andere „Ungeduld“. Yeong-myeong Kim schreibt dazu: „Dynamisch zu sein ist gut. Doch ungeduldig zu sein ist nicht gut. Ungeduld und Vitalität sind zwei Seiten einer Medaille. Macht es da Sinn, sich davon nur eine herauszusuchen?“ Wo wäre denn die „goldene Mitte?“ Am besten erkenne man beide Seiten der „Dalli-dalli“-Kultur einfach an. Außerdem dürfe der Einfluss der besinnungslos hektischen koreanischen Moderne nicht ignoriert werden. In der ökonomischen

Logik und im Konzept des „komprimierten Wachstums“ liege quasi eine „Dalli-dalli“-Affirmation. Vergleichen wir uns mit China. Kennzeichen der Koreaner war nach 1960 das „Dalli-dalli“-Syndrom, während die Chinesen weiter ihrem traditionellen Immer-sachte folgten (im Chinesischen: „Man man di“; im Koreanischen: „Cheon cheon hi“). Doch inzwischen ist das Pekinger „Pronto-pronto“ (im Chinesischen: „Kwa-i kwa-i“) dabei, das koreanische „Dalli-dalli“ (im Koreanischen: „Bballi bballi“) zu überholen. Einer Untersuchung zufolge ist die Abnutzung der Bremsbeläge von PKWs in China um 30 Prozent höher als in Korea.

Die „Dalli-dalli“-Kultur weist darauf hin, dass die koreanische Gesellschaft ihre Besonderheiten mit vielen anderen Gesellschaften teilt, die sich auf ein ultraschnelles bzw. komprimier-

Wie gut kennen die Bewohner von Seoul ihre Stadt? Wie nehmen sie sie wahr? Wie beschäftigen sie sich mit ihr? Polizisten vor ihrer Wache in Deungchon-dong; Baseball spielende Kinder am Ufer des Han; zwei Schwestern in ihrem Restaurant in Hoegi-dong; Gemüsehändler, ebenfalls in Hoegi-dong.

tes Wachstum eingestellt haben. In Korea wird das durch die Leidenserfahrungen der Vergangenheit noch unterstützt. „Dalli-dalli“ war für die Koreaner in der Kolonialzeit und während des Koreakrieges die Voraussetzung zum Überleben. Sind es aber nur die Koreaner, die unter dem Gefühl, ihnen würde im Leben Zeit fehlen, leiden? Wie wir wissen, ist auch bei den US-Amerikanern dieses Phänomen von gefühltem Zeitmangel stark ausgeprägt. Das „Wall Street Journal“ berichtet, für 40 Prozent der Amerikaner sei Zeitmangel ein größeres Problem als Geldmangel. Die Annahme, man stehe unter Zeitdruck, auch wenn man ausreichend Zeit hat, kommt hinzu. In den USA, dem Ursprungsland des Fast Food, ist es üblich, beim Essen zu arbeiten und die Rolltreppen rauf- und runterzurennen. (Seltsamerweise kennen wir das in Korea kaum.) Das „Dalli-dalli“ der Amerikaner wird als Ausdruck von Individualismus und Pragmatismus verstanden, im Gegensatz dazu wurzelt das „Dalli-dalli“ der Koreaner im kollektiven Unterbewusstsein und in bestimmten Gewohnheiten. Das heißt, wir haben noch nicht alle Aspekte des koreanischen „Dalli-dalli“ erfasst.

Handelt denn die koreanische Kultur in allen Fällen nach dem „Dalli-dalli“-Prinzip? Nein, eben nicht. Es gibt Situationen, wo es unbedingt „dalli dalli“ zugehen sollte, doch die Dinge ziehen sich ewig hin. Im öffentlichen Dienst, fern jeder Geschäftslogik, ist das besonders ausgeprägt. Und hier kommt ein anderer, mit dem „Dalli-dalli“-Prinzip jedoch eng verbundener Aspekt ins Spiel, nämlich das Warten-bis-sich-der Fall-von-selbst-erledigt. Erklärt sich dadurch die unkontrollierte Dichte in der Hauptstadtregion rund um Seoul? Hat man durch die Fokussierung auf Effizienz alle anderen Lösungsalternativen außer Acht gelassen? Ist man der Versuchung erlegen, auf den endgültigen Boom zu warten? Steht das „Dalli-dalli“-Prinzip dem Erlangen einer gewissen Reife der Stadt im Weg, und wie problematisch ist dessen Kehrseite, das Warten-bis-es-sich-von-selbst-erledigt? Bisher ist nur erkennbar, dass man entweder die Probleme „dalli dalli“ zu lösen versucht oder wartet, bis sie im Vergleich zu anderen weniger wichtig werden.

Strudel Stadt

Ein Strudel zieht das Wasser in einer spiralförmigen Bewegung trichterförmig nach unten, dabei ist eine auf einen Punkt hin gerichtete, gewaltige Energie am Werk. Wer von ihr erfasst wird, für den gibt es kaum ein Entrinnen. Gregory Henderson, ein Diplomat, der annähernd zehn Jahre in Korea verbracht hat, benutzt dieses Bild, um die koreanische Gesellschaft zu charakterisieren. Sie werde von „einem auf ein Zentrum und eine Norm ausgerichteten gewaltigen Sog“ bestimmt und sei in einem „Kulturstrudel“ gefangen, schrieb er 1968. Gregory Henderson verordnete Pluralismus und Dezentralisierung als Gegenmittel, doch Jun-man Kang ist der Ansicht, dem ständen die Teilung in Nord und Süd, die mehr als 600 Jahre wirksame, überaus machtvoll ausgeübte Kultur der Zentralisation, die diese Kultur und dieses Bewusstsein verstärkenden Medien

und die gleichgerichtete Bildung entgegen. Weiter führt er aus, dass noch viel mehr mitspielt: das Übergewicht der Politik, der Führerkult, die allgemeingültige Auffassung, ein erfolgreiches Leben ließe sich erzwingen, denn „alles fällt dem Gewinner zu“, der Partikularismus der Oberschicht, der fiebrhafte Bildungsdrang, die Risikobereitschaft, die Ergebenheit in die Ideologie des Kapitalismus, die Sprunghaftigkeit der öffentlichen Meinung und der ermüdende Lebensrhythmus. Das ist richtig. Doch damit wird alles noch viel komplizierter. Inzwischen ist der Kulturstrudel längst zu einem Gen der koreanischen Gesellschaft geworden. Dieses Gen war zwar die treibende Kraft in der jüngsten rasanten Entwicklung, doch seine Wirkung ist manchmal unerträglich ermüdend.

Aus dem Strudel Kultur gibt es kein Entrinnen, und die Gesellschaft wird „mitgerissen“. Dieses „Mitgerissenwerden“ in eine bestimmte Richtung hat Namen: „World Cup Syndrom“, „Lotto-Fieber“, „Land der Seoul-Universität“ oder „Samsung Nation“. Koreaner sind Menschen, die, sobald sich herumspricht, ein Restaurant habe eine gute Küche, in Massen hinpilgern und lange Warteschlangen in Kauf nehmen, um unbedingt einmal dort zu essen, damit sie danach wieder ruhig schlafen können. Das „Mitgerissenwerden“ verfestigte sich zu einer Organisationsstruktur mit einer übermäßig starken Zentrierung, die weitere nachteilige Nebenwirkungen zur Folge hatte, gleichzeitig aber haben ihre Vorzüge die weltweit schnellste Entwicklung von Wirtschaft und Demokratie bewirkt.

Das „Mitgerissenwerden“ prägt natürlich die Entwicklung einer Mega-Stadt wie Seoul. Auch hier gibt es sowohl negative wie positive Seiten. Hyung-kook Kim stellt die These auf, Seoul habe als Stadt einen „Beitrag zur koreanischen Demokratie“ geleistet. „Demokratie ist historisch betrachtet ein Produkt der Stadtentwicklung. Die Stadt, in der sich eine große Menge Menschen versammelt, ist der Ort, an dem Kommunikation in hohem Maße stattfinden kann ... Dieser Vorteil des politischen Raumes ist ohne Frage in Seoul am ausgeprägtesten ... Die extreme Stadtentwicklung wurde zum Katalysator für die Errichtung der Demokratie.“ Diesen Standpunkt zu teilen ist relativ einfach. Unbestreitbar bleibt jedoch die Tatsache, dass sich in der Stadt entsprechend auch die Gefahr von Manipulation und Agitation erhöht.

Die Stadtlandschaft von Seoul hat großen Einfluss auf die Entschlusskraft der Menschen. Der Seouler gilt als kaltherzig, es heißt, er bestreite den Konkurrenzkampf unter Einsatz des eigenen Lebens. Gleichzeitig ist Seoul aber auch der Ort, wo die immense Ansammlung von Menschen zu einer überaus starken Gemeinschaft mit ungeheuren Kraftreserven geführt hat. Weil es ihrem Wesen entspricht, sich leicht aufzuheizen und sofort wieder abzukühlen, sprechen wir vom „Kochtopf-Temperament“ der Bewohner von Seoul, wohl wissend, dass auch das seine positiven wie negativen Seiten hat. Mit seinen hochgeladenen Spannungsfeldern und jederzeit möglichen



Die koreanische Gesellschaft leidet seit geraumer Zeit am „Compride-Syndrom“. Schüler in Uniform in Cheongnyangni-dong und in Mangu-dong.

Umschwüngen ist Seoul eine überaus interessante Stadt, und es gibt genug Gründe dafür, hier auch ein interessantes Leben zu erwarten.

Im heutigen digitalen Zeitalter neigen wir zu der Auffassung, das „Kochtopf-Temperament“ spiegele nichts anderes als den zeitgemäßen Umgang mit Informationen. Der digitale Wettbewerb sei vor allem ein „Tempo-Wettbewerb“. Alles muss schnell gehen, auch Vergangenes muss schnell davonfliegen, Neues wird begeistert aufgenommen, schnell registriert und schnell wieder abgelegt. Ist es der digitale Wettbewerb, der die Stadtverwaltung zu Problemlösungen zwingt, die sich nur mit dem „Kochtopf-Temperament“ erklären lassen? Wir sehen die analoge Kontinuität schwinden. Allein schon der Verzicht auf Kontinuität ist mit Argwohn zu betrachten, zudem wurden dadurch kaum irgendwelche Probleme der Stadt und ihrer Verwaltung leichter und schneller gelöst. Im Gegenteil, die Lösungsstrategie, die ich beobachte, beruht darin, mit einem neuen Problem das alte in den Hintergrund zu drängen und es dann in Vergessenheit geraten zu lassen. Damit einher geht ein Krieg der „Themenbehauptung“. Im Panorama der Digitalität, worin sich jeder jederzeit neu und anders definieren kann, ist die Fähigkeit, ein Thema konsequent zu verfolgen, wichtiger geworden denn je. Es ist an der Zeit, über die Unproduktivität eines solchen Krieges der „Themenbehauptung“ nachzudenken. Denn der städtische Raum sowie seine Attribute bauen auf gesellschaftlichem Vertrauen auf, sie sind analog und können nicht in ein digitales Drama überspielt werden.

Compride City (Eigenlob und falscher Stolz)

Die koreanische Gesellschaft leidet seit längerer Zeit an dem Bester-sein-Syndrom: „East is best“, „East is greatest“, „East is

origin“, es geht um das „weltweit Beste“, „weltweit Größte“, „weltweit Erste“ und ähnliche Attribute. Kann es sein, dass wir in unserer Geschichte zu viele Opfererfahrungen gemacht haben? Jedenfalls sind die Koreaner völlig verrückt danach, die Besten, die Größten, die Ersten zu sein. Sie rennen diesem „Best-Greatest-Origin“-Phänomen hinterher, als ginge es um ihr Leben.

Der Missionar Chi-ho Yoon schrieb zwischen 1883 und 1943 Tagebuch. Darin notiert er im Jahr 1921: „Die größte Schwäche der Menschen in Chosun (Bezeichnung für Korea vor der Teilung) ist ihre Missachtung der kleinen Dinge ... Ein Grund für das Scheitern der Vorfahren von Chosun ist ihre Vorliebe für übergroße Dinge, überwältigende Namen, überdimensionale Spektakel.“ Doch die Kirche war damit erfolgreich. Der Ursprung der „Mega Church“, inzwischen in westlichen Ländern mehr als trendy, liegt in Korea. Die Kirche mit der weltweit größten Anzahl von Glaubensmitgliedern ist eine koreanische Kirche, unter den „Top Ten“ sind vier koreanische Kirchen, und von den „Top Fifty“ liegen 23 in Korea.

Die Medien leisten, wie überall, ihren Beitrag. Soon-ok Chang schreibt: „Reporter sind für das Original, das Beste, das Größte nur allzu leicht zu haben. Allein die Verwendung der dritten Steigerungsform reicht für sie völlig aus. Wie unter hypnotischem Zwang können sie dann ihr Interesse kaum noch zügeln.“ Er zeigt auf, dass die erogone Zone von Koreanern am Prinzip des Besten und Erstplatzierten klebt. Warum zeigt die Republik Korea ein solches Begehren? Auferstanden ist Korea als Land der Ruinen und als Kolonie, als Land der Teilung und des Krieges, und doch wurden Industrialisierung und Demokratisierung innerhalb von 50 Jahren verwirklicht. Doch eine Befreiung von dem Komplex, eine kleine und schwache Nation zu sein, wird es nie geben.



Es kommt immer darauf an, mit wem man sich vergleicht. Und mit wem misst sich Korea auf internationaler Ebene? Es sind ausnahmslos fortschrittliche, große Länder. Als ob es nichts anders gäbe als die USA, Japan und Europa. Und selbst wer darin eine Problematik erkennt, hat keine Chance, sie zu artikulieren, denn für eine vergleichende Forschung mit anderen Ländern wurden bisher keinerlei Daten erhoben. Die Folgen dieser Sucht, sich mit den Größten zu messen, waren absehbar: Einerseits wurde der Wettkampfgedanke kultiviert, es geht um einholen, besser sein, schneller sein, immer höher hinauf; andererseits wurden Minderwertigkeitskomplexe und Selbstquälerei in der eigenen Bevölkerung weiter geschürt. Trotz ihrer Leistungen und ihres Erfolgs haben die Koreaner weiterhin ein Problem mit ihrem Selbstwertgefühl. Der Begriff „compride“, als Überschrift über dieses Kapitel gesetzt, findet sich in keinem Wörterbuch. Er setzt sich aus „pride“ (Stolz) und „complex“ zusammen, worin „inferiority“ (Minderwertigkeit) in „superiority“ (Überheblichkeit) umschlägt. Der übertriebene Stolz infolge eines Minderwertigkeitskomplexes ist bei den Koreanern stark ausgeprägt.

Könnten sich der Stadtraum und die Architektur von Seoul von diesen Dingen befreien? Eine rhetorische Frage. An vielen verschiedenen Standorten in Korea plant man „Landmarks“, „High-Design-Städte“, „VVIP-Städte“ (very very important persons or parts) usw. Der Anspruch, weltweit an erster Stelle zu stehen, gilt auch hier, und es genügt in Korea nicht mehr, mit dieser Überheblichkeit an den Entwurf eines einzelnen Gebäudes heranzugehen, nein, man will ganze Städte neu denken. Eine weitere Kategorie kommt dabei ins Spiel, „Maximalismus“ genannt, denn „schön ist, was groß ist“. Überdeutlich zeigt sich das bei der Bewertung von Menschen anhand der Größe ihrer Apartments oder ihrer Autos. In bestimmten Wohnbezirken teilen die Kinder ihre Freunde nach der Größe

der Apartments ein, in denen sie wohnen. Aber die Spielart „Maximalismus“ greift auch in ganz andere Bereiche ein. Man lässt sich faszinieren von großen Formulierungen wie „der vorbeirauschende Fluss der Geschichte“ oder „der Geist der Zeit“, und prompt werden alle Erkenntnisse auf der Mikroebene verramscht, und der unnachgiebige Geist des Machiavellismus, bei dem der Zweck die Mittel heiligt, setzt ein. Wenn es aber nur noch darum geht, dass etwas im Großen und Ganzen passt, dann verschwinden Zweifel, Prüfung und Revision von der Tagesordnung. Selbstreflexion und Selbstkorrektur geraten sogar in Verdacht, weil man unterstellt, dabei ginge es um Vorteilnahme für einen Dritten, um einen Akt von Vetternwirtschaft gewissermaßen, und das wird vehement bekämpft.

Das „Best-Greatest-Origin-Prinzip“ könnte, wie der „Maximalismus“, auch eine Folge von Eitelkeit sein. Wenn es aber eine Eitelkeit wäre, für die man selbst die größten Opfer bringt, ist es eine „aufrechte Eitelkeit“. Zum Glück im Unglück besitzen die Koreaner genau diese Eigenschaft, nämlich, sich selbst zum Opfer zu bringen. Aus diesem Grund ist die Eitelkeit der Koreaner ein zeitloses Phänomen. Sie ist weder gut noch schlecht. Es steht uns einzig zu, die Ergebnisse zu bewerten. „Eitelkeit der Eitelkeit, ... es ist alles ganz eitel“ (Prediger Salomo 1, 2). Erst die Eitelkeit schürt den Willen zum Erreichen von Wohlstand. Doch das Leben in Korea ist ermüdend und besteht nur noch aus Kampf. Können wir davon ausgehen, dass das „Bester-sein-Syndrom“ verschwindet, wenn Korea einmal bewiesen hat, zu den fortschrittlichsten Ländern der Welt zu gehören? Kaum. Denn die Problematik der Größe wird uns erhalten bleiben. Im weltweiten Vergleich betragen Flächenanteil und Population der Republik Korea jeweils 0,078 Prozent und 0,73 Prozent. Die Koreaner wären nicht mehr sie selbst, wenn sie darüber hinwegsehen würden.

Design City, Style City

Wie erwähnt, entstehen in der Republik Korea neue Städte, die mit ambitionierten Slogans wie „Enterprise City“ oder „Innovation City“ angepriesen werden. Sie alle wollen sich einen Markennamen machen, durch exzeptionelle Landmarks oder Türme, die in schwindelerregende Höhen wachsen. Dieser unbändige „Design-Krieg“ hat alle Ebenen der Gesellschaft ergriffen, und blinder Gehorsam gegenüber dem Design gilt als Beitrag zum Fortschritt. Design ist quasi zur Religion geworden. Auch auf der internationalen Plattform wächst die Zahl der Länder, die sich an dem Design-Krieg beteiligen, immer weiter.

Design und Stil können als Synonyme gelesen werden. In der Vergangenheit war „Stil“ eher negativ konnotiert, weil damit nur die Hülle gemeint war, in Abgrenzung zu dem weitaus wichtigeren inhaltlichen Kern. Doch nun hat sich die Situation ein wenig verändert. Auf die Auffassung, Inhalt und Hülle seien nicht voneinander zu trennen, folgte die Meinung, dass „eine Besonderheit des inhaltlichen Kerns nicht mehr existiere“, woraufhin in Korea eine weise Resignation eintrat.

Stil ist eine Domäne der Ästhetik. Pierre Bourdieu beschrieb Ästhetik als einen „Diskurs der Macht“. Er argumentierte, die Oberschicht habe Ästhetik als ihr alleiniges Gut betrachtet, um sich von dem indiskutablen Geschmack der Unterschicht abzugrenzen und ihre kulturellen Vorlieben als geringwertig abzutun. Doch das gehört längst der Vergangenheit an. Inzwischen hat eine „Revolution der Ästhetik“ stattgefunden. Es gab Zeiten, da die Beurteilung „spießbürgerlich“ die Menschen geradezu zusammenschumpfen ließ, doch die sind vorbei, seitdem die auf diese Weise gedemütigten Menschen eine Revolution anzettelten und dieses „Spießbürgertum“ für sich deklarierten. Natürlich waren jene, die diese Bewegung anführten,

vom „Spießbürgertum“ selber weit entfernt, doch sie hatten den Moment des öffentlichen Begehrens rechtzeitig erkannt und sich zu ihrem eigenen Vorteil an die Spitze der Bewegung gestellt. Und deren Folgen blieben mitnichten auf die künstlerischen Bereiche von Kultur beschränkt, denn irgendwann begannen die Menschen, ihren Sinn für Anstand zu verlieren. Sie wurden schamlos. Unerträglich schamlos. Die „Dalli-dalli“-Kultur, der „Strudel Stadt“ und „Eigenlob und falscher Stolz“ haben zu einer ganz eigenen „resistenten Schamlosigkeit“ geführt. Tatsächlich glaubt inzwischen jeder, ihm könne keiner mehr. Stadtpolitik, Wirtschaft und Kultur haben nur noch eine kompensierende Rolle, denn sie sehen sich verpflichtet, die Unterhaltungs- und Katharsisbedürfnisse der Masse zu befriedigen. Im Gegenzug bleibt das Kapital die Kampftrophäe.

Die „Grammatik zur Wahrnehmung der Welt“ verändert sich. Man kann nichts dagegen tun. Dennoch gibt es Menschen, die an der früheren Grammatik festhalten. Ein wie auch immer gearteter Zusammenstoß ist unvermeidlich. Doch das wird weder ein Ideologiekonflikt noch ein Generationenkonflikt sein. Wenn die Ziele brüchig und uneindeutig geworden sind, sehnt man sich nach einem eindeutigen inhaltlichen Kern. Individuell gefärbte Vorlieben für Stil verlangen nicht unbedingt nach Einmütigkeit. Einvernehmliche Kommunikation entsteht nur, wenn der Kern an erster Stelle steht. Wir wissen, dass wir in einem Zeitalter der Diversität leben. Jeder rasche Fortschritt wird belohnt. Das Internet hat dieser Revolution der Diversität assistiert. Die Republik Korea ist eine Weltmacht, was das Internet angeht. Wir brauchen uns keine Sorgen mehr zu machen, dass wir übersehen werden. Zwar sind Design und Stil nun zu unserer Religion geworden, doch unser Glück im Unglück ist, dass in jedes Design ein Kern hineingestopft werden kann. Das ist ein Paradox, aber ein hoffnungsvolles. In welcher Form das die Stadt verändern wird? Keiner weiß.

Bilder aus dem Alltagsleben des Stadtbezirks Hoegi-dong; Zum Alltag in Seoul gehört auch das „Speed Marketing“, bei dem der schnellste Service die gewinnbringendste Komponente ist. Pfannkuchenbäckerin, Wäschereibesitzer, Eigentümerin einer Näherei, Postboten.